



**Helga
Kurzchalia**

WELTZEITUHR

Roman

Friedenauer Presse

***»Beginning to work with families was not a
kind of psychological intervention, it was a
political intervention.«***

Salvador Minuchin (1921–2017)
in: *Inviting the Family Dance*

Das Kind bekommt ein Kind, sagte meine Mutter, als ich mit zweiundzwanzig schwanger wurde.

Nach einer gemeinsamen Woche in der Hohen Tatra hatte sich mein Freund von mir getrennt. Anfangs war ich fast erleichtert. Unsere Zweisamkeit bekam mir nicht. Seine Wortkargheit verschlug mir die Sprache. Dauernd nagte irgendein Zweifel an mir. Sprach ich zu viel, sprach ich zu hastig oder hatte ich etwas Falsches gesagt? Ich fühlte mich von ihm angezogen und eingeschüchtert. Er erschien mir so unnahbar und fern wie die Bergspitzen, die ich auf unseren Wanderungen lieber nur von unten sah. Zuletzt konnte ich es kaum mehr erwarten, wieder in Berlin zu sein. Als ich am Ostbahnhof aus dem Schlafwagen stieg, ahnte ich nicht, dass sich mein Leben von Grund auf ändern würde. Meinen Freund sah ich nur noch einige wenige Male. Unser Kind hat seine Grübchen geerbt.

Katja hatte fünf Jahre zuvor ein Mädchen zur Welt gebracht. Sie war die Erste von uns, die ihr Kind allein großzog, nachdem sie sich Hals über Kopf von ihrem Liebsten getrennt hatte. Als auch Lisa Mutter wurde, zog sie nicht bei ihren Eltern aus, denn ihr Studienfreund hatte bereits Frau und Kinder. Ruth graute es bei der Vorstellung, ihre besten Jahre mit ein und demselben Mann zu verbringen. Im Herbst würde sie am Deutschen Theater spielen, da hätte sie genug Abwechslung. Zur Not würde sie ihr Kind auch mal zu den Proben mitnehmen. Carla heiratete den Vater ihrer Söhne erst nach der Einschulung. Ein Jahr später verließ sie ihn wieder. Sie wollte sich von niemandem etwas vorschreiben las-

sen und es besser machen als ihre Eltern. Auch Cilly störte sich nicht daran, dass ihr Spanier nur noch selten nach Ostberlin kam. Sie wollte ein Kind für sich allein und Künstlerin sein. Für mich war es keine freie Wahl. Mein Freund hatte sich von mir getrennt.

Unsere Mütter waren keine Hausfrauen. Als wir Kinder waren, arbeiteten sie sechs Tage in der Woche. Sie wollten sich im Beruf beweisen und gleichberechtigt sein, selbst wenn sie zu ihren Männern aufsahen. Nach dem Krieg aus dem Exil zurückgekehrt, hofften sie, dass ihre Töchter – studiert und bildungshungrig – die ihnen gestohlene Zeit wettmachen würden. Eiferten wir ihnen nach? Oder waren wir unserer Zeit voraus? Unabhängig von Mann und Geld. Selbstbewusst und selbstbestimmt.

Meine große Schwester Dolly machte sich nichts vor. Mit Ende zwanzig hatte sie keine Zeit mehr zu verlieren. Sie wollte endlich den Richtigen finden, einen Mann mit Studienabschluss und Theateranrecht, unterhaltsam und zuverlässig, nicht zu groß, aber auch nicht zu klein, einen Ehemann und Familienvater. Ob ich ihr bei einer Kontaktanzeige helfen könne? Natürlich dürfe ich es niemals jemandem sagen. Ihre Bitte klang dringlich, sie sprach mit gepresster Stimme. Fast hätte ich darüber vergessen, dass ich im achten Monat schwanger war und allein in meinem alten Kinderzimmer schlief. Gewohnt, meiner Schwester zur Seite zu springen, feilte ich für Dolly an einer Anzeige. Dann betrat ich zögernd den kleinen Lottoladen in der Wilhelm-Pieck-Straße. Ein Mann im Trenchcoat füllte im Stehen ein paar Lottoscheine aus. Die Frau hinter dem Ladentisch musterte

mich mit verschränkten Armen, die Falte zwischen ihren dünnen schwarzen Augenbrauen steil wie ein Ausrufezeichen. Ihr Blick blieb an meinem Bauch hängen. Ich konnte ihre Gedanken lesen: So kriegst du bestimmt keinen mehr ab! Trotzig presste ich die Lippen zusammen. Dolly wartete draußen auf mich. Auf dem Heimweg regnete es.

Ich hatte Angst, die Wehen zu verpassen. Meine Mutter schaute nervös zum Telefon, dann wieder zu mir. Wir saßen im Wohnzimmer, dessen großes Wandfenster auf den Alexanderplatz hinausging, und tranken grusinischen Tee, als sei dies ein Tag wie alle anderen auch. Ich verbarg meine Aufregung, und auch meine Mutter ließ sich ihre Sorge nicht anmerken. Die beiden langen dicken Nadeln umklammernd, strickte ich an einem winzigen Schal. »So häuslich?«, scherzte sie und nahm noch etwas Tee. Als meine Schmerzen stärker wurden, telefonierte sie nach einem Taxi. Überstürzt fuhren wir ins Krankenhaus. Der Fahrer fixierte mich im Rückspiegel und rief vor jeder Kreuzung »Durchhalten!«. Wie blass meine Mutter war. Wir kamen in letzter Sekunde an. Ich wurde sofort in den Kreißsaal geschoben. Die Herztöne meines Kindes waren unregelmäßig. Eine Frau in Weiß stülpte mir eine Maske übers Gesicht. Während ich tief Atem holte, tat sich die Erde unter mir auf. Schlagartig wurde es dunkel und still. Ich konnte nicht sagen, ob Stunden oder Tage verstrichen waren, als ich in einem kahlen fremden Zimmer zu mir kam. Angstvoll fuhr ich mit beiden Händen über meinen gewölbten Bauch. Wo war mein Kind? War es gesund? Als die Ärztin an mein Bett trat, nannte sie Größe und Ge-

wicht. Sie wusste sogar schon seinen Namen, ich aber erinnerte nichts.

Meinen Sohn durfte ich erst nach einigen Tagen sehen. Hinter der Fensterfront hielt ihn eine Krankenschwester wie ein gut verschnürtes Päckchen im Arm. An seinem dünnen Handgelenk hing ein namenloses Nummernschild. Ich pochte sacht gegen die Glaswand. Die Schwester trat einen Schritt näher heran, bevor sie mir erneut den Rücken zudrehte. Jakob verbrachte seine ersten drei Lebenswochen im Krankenhaus, in einem Sauerstoffzelt mit Nahrungssonde, bevor ich ihn endlich selbst in die Arme nehmen und zu mir nach Hause holen durfte. Nervös auf und ab gehend, erwartete uns mein Vater im Krankenhausflur. In vorsichtigen kleinen Schritten liefen wir zusammen auf die Straße.

Am Tag meiner Entbindung traf Dolly ihren zukünftigen Mann über die Annonce in der *Berliner Zeitung*. Zwei Jahre später schloss ich mein Studium ab. Das Strickzeug habe ich nie mehr angerührt.

Schönhauser, 4. Stock, links

Mein Sohn war drei Monate alt, da lernte ich Bernd kennen, einen eigenspielenden Astronomen, so zerstreut wie zugewandt, der gerade für seine erste Arbeitsstelle nach Berlin gezogen war. In seinen Armen fühlte ich mich sicher. Allein sein fröhlicher Gleichmut war mir mitunter fast unheimlich. Hatte Bernds Gabe, Probleme wegzulächeln, mit seinem sächsischen Gemüt zu tun? Ich bewunderte ihn dafür, dass er anders als ich nie die Ruhe verlor. Nach Jakobs zweitem Geburtstag zog ich mit Koffern und Taschen zu ihm in den Prenzlauer Berg. Die Altbauwohnung unterm Dach war in zwei Hälften geteilt und eine unfreiwillige Wohngemeinschaft. Die Toilette der beiden Mietparteien befand sich außerhalb der Wohnung auf halber Treppe. Dem alten Krüger, der die Wohnung bereits in den Fünfzigern bezogen hatte, als man an der Sektorengrenze noch problemlos über die Bornholmer Brücke in den benachbarten Wedding gelangte, gehörten die beiden vorderen Zimmer und die Küche. In unseren Teil gelangten wir durch eine Sperrholztür in seinem Korridor. Der Siebzigjährige verlor ungern ein Wort an uns. Die Jungen mit Kind störten ihn, die Welt von heute behagte ihm nicht. Mir gefiel mein neues Leben. Bei meinen Eltern am Strausberger Platz hatte ich mich oft durch den Tag geträumt, jetzt war ich mit einem Schlag hellwach.

Unser Berliner Zimmer im vierten Stock war Küche und Bad, Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer. Ein Architektenfreund aus Weimar lobte diese Gleichzeitigkeit und bezeichnete als multifunktional, was in meinen Augen

nur den Umständen geschuldet war. Der in die Nische unterm Fensterbrett eingelassene niedrige Schrank diente uns als Kühlschrank und Speisekammer. Der weiße Kachelofen wurde zweimal täglich mit Briketts gefüttert, die Bernd, ohne zu klagen, aus dem feuchtkalten Keller nach oben trug. Ich lernte voller Eifer, wie man einen Ofen heizt. Der kleine Elektroboiler über dem Waschbecken erhitzte das Wasser. Ich badete mein Kind in einer rosa Plastikschüssel. Zum Frühstück gab es Schrippen und Kaffee türkisch, gekocht wurde auf der elektrischen Herdplatte. Hausarbeit war per se Zeitverschwendung, das Essen schnell zubereitet. Der Geruch von Buletten, Möhren und Eierkuchen verflog bis zum Schlafengehen. Nach dem Abwasch las Bernd in einer englischen Fachzeitschrift, während ich nebenan den Kleinen ins Bett brachte. Jakobs schmales Kinderzimmer ging auf die Schönhauser Allee hinaus. Auf dem Hocker kniend, konnte er sich an den gelben U-Bahn-Wagen nicht sattsehen, die in Augenhöhe an ihm vorüberarrteten wie in einem Farbfilm, ohne Anfang und ohne Ende. Da, da und da! Jakob winkte ausgelassen. Beim Nachbarn wackelte das Fernsehbild, unter unseren Füßen zitterten die Dielenbretter im U-Bahn-Takt. Das brüchige Linoleum im Kinderzimmer ließen wir unter dem neuen blauen Teppich verschwinden, das Doppelfenster hatte ich mit einem bunten Frotteehandtuch notdürftig abgedichtet. Auf dem Boden lag Jakobs Holzeisenbahn.

Wir kauften ein halbes Dutzend einfacher Kiefernholzregale, wie sie auch in den Wohnungen unserer Freunde standen, und stapelten sie zu einer Bücherwand. Unsere Jacken und Mäntel hingen an der Rückseite. Die Regale

dienten als Raumteiler, nachdem ich sie zuvor eigenhändig gebeizt hatte. Selbst ist die Frau! Vor das Eckfenster kam ein großer Tisch mit geschwungenen Beinen, den Bernd an der Straße aufgelesen und auf seinem Rücken in den vierten Stock getragen hatte. Gegenüber der Essecke für unsere Mutter-Vater-Kind-Familie hing ein golden leuchtendes Gustav-Klimt-Plakat wie ein Versprechen. Das Geschenk, das ein Wiener Freund in seinem alten weißen Taunus über die Grenze geschleust hatte, sollte mich an die Stadt erinnern, in der meine Mutter aufgewachsen war. Aber ob ich jemals bis nach Österreich käme?

Manchmal führte ich meinen Sohn nach dem Kindergarten in das neben unserem Haus gelegene Wiener Café aus, wo uns von einer immer schlecht gelaunten Kellnerin gedeckter Apfelkuchen mit Sahne serviert wurde. »Sonst noch was?«, knurrte sie wie ein Hund an zu kurzer Leine, bevor sie sich zu einem spitzen »Bitte sehr« durchrang. Lächelte sie etwa? Jakob genoss den dicken weißen Zuckerguss, bevor wir uns auf den Weg in den 4. Stock machten. Das Café mit dem vielversprechenden Namen hatte mit Wien nichts gemein und war dennoch prächtig besucht. In ihren bräunlichen Sakkos erschienen der Geiger und sein Klavierspieler so alterslos wie die ewig gleichen Musikstücke, die ich im Sommer von unten durchs offene Fenster hörte. Hin und wieder traf ich die beiden im Hinterhof, wo sie bei den Müllcontainern ihre Zigarettenpause machten. Ohne schmalziges Lächeln und zu tiefe Verbeugung waren sie mir einen Moment beinahe sympathisch.

In der Remise auf unserem Hof gab es eine kleine Tischlerei, deren Tür immer offen stand. Bereits früh um sie-

ben kreischte die Kreissäge. Am Nachmittag wurde auf dem betonierten Hof Fußball gespielt. Über die halbhohhe Mauer konnte ich aus dem Küchenfenster auf die rote Backsteinschule sehen, die Jakob eines Tages besuchen würde. Die Pappeln im Hof sahen von oben tröstlich aus. Mir war, als sei ich mit meinem Kind in eine andere Stadt aufgebrochen, dabei hatte ich nur den Bezirk gewechselt. Nichts erinnerte mehr an die monumentale Karl-Marx-Allee, in der ich mit meinen Geschwistern aufgewachsen war. Wie viele Studenten und Künstler zog es mich damals zu den Arbeitern und Rentnern in den Prenzlauer Berg, in dieses abseits vom real existierenden Sozialismus gelegene Paralleluniversum. Die Fahnen und Losungen, mit denen die Ladenfenster am 1. Mai überall ausstaffiert wurden, nahm hier niemand sonderlich ernst.

Meine Schwester träumte in einer hinterm Ostkreuz gelegenen Mietskaserne von einem Einfamilienhaus mit Garten, mein Bruder wollte wieder in einer Wohnung mit Fernheizung, Parkett und Fahrstuhl leben, wie in unseren Kindertagen. Ich hingegen probte unbewusst den Aufstand, indem ich die Welt meiner Eltern hinter mir gelassen hatte und 1973 aus ihrer komfortablen Fünfstückzimmerwohnung am Strausberger Platz zu Bernd in die Schönhauser Allee gezogen war. Wenn mein Vater uns hier besuchte, fühlte er sich jedes Mal an den Wedding erinnert und an die turbulenten Zwanziger, als er selbst noch jung gewesen war. Meine Mutter fand das Grau-in-Grau in unserem Hinterhof beinahe romantisch, aber nach ein, zwei Stunden wollte sie zurück in ihre große helle Wohnung mit den bodentiefen Fenstern. Früher

hatte sie unter vielen Dächern und in einigen Ländern gewohnt, nun genoss sie jeden Abend den Sonnenuntergang am Alexanderplatz, ohne sich vom immer gleichen Anblick gelangweilt zu fühlen. Mir aber kam das Leben in der Schönhauser Allee echter vor, wahrhaftiger als in den Stalinbauten der Karl-Marx-Allee, deren kalte Pracht von den einen bestaunt, von den anderen verachtet wurde. Als hätte sich vor meinen Augen ein Schleier gelüftet und ich könnte, ohne den prüfenden Blick meiner Eltern im Rücken, alle Ecken und Kanten schärfer sehen. Begierig nahm ich alles in mir auf. Mit Bernd an meiner Seite fühlte ich mich wie auf einer Abenteuerreise, bei der mir nichts zustoßen konnte. Nur schade, dass ich kein Zimmer mehr für mich allein hatte.

Im Haus gab es außer uns keine Studierenden. Die alte Dame aus dem zweiten Stock erzählte mir oft von ihrer Jugendzeit. Während der Inflation hatte sie mit Billionen und Trillionen jongliert und sich dabei so todesmutig gefühlt wie eine Trapezkünstlerin ohne Netz. »Jetzt kriegt man die Schrippe wieder für fünf Pfennig. Da braucht es keine Rechenkünste.« Einige Mieter arbeiteten bei den Berliner Verkehrsbetrieben. Das Paar unter uns fuhr Tag für Tag mit der U-Bahn zwischen Pankow und Thälmannplatz an ihrer Wohnung im dritten Stock vorüber. Auch die üppige Blondine aus dem Seitenflügel war bei den Berliner Verkehrsbetrieben und chauffierte einen Doppeldeckerbus über den Alexanderplatz, so selbstverständlich wie vor ein paar Jahren ihren Kinderwagen. Einmal saß ihr Fünfjähriger nachmittags im offenen Fenster. Er hielt nach seiner Mutter Ausschau und winkte uns aus dem dritten Stock zu. »Spiel bes-

ser drinnen weiter«, rief ich über den Hof und versuchte heiter zu klingen, obwohl es mir vor Angst den Hals zuschnürte. Bereitwillig kletterte er vom Fensterbrett. Nach der Frühschicht hatte seine Mutter ihn in der Wohnung eingeschlossen, um beim Fleischer nebenan Schlange zu stehen. Seither blieben die Fenster zu, wenn er allein zu Hause war.

Freitagabends ging es nebenan hoch her. Wenn sich unser Etagnachbar mit schweren Schritten in den vierten Stock schleppte, spürte ich seine Wut durch die Wohnungstür. Ich drehte das Radio auf. Gleich würden die Fetzen fliegen. »Wird's bald?« Der Klempner schlug drüben mit der Faust auf den Tisch, aber seine Frau, die ihm nur bis zur Achsel reichte, hatte die lautere Stimme. »Du kannst mich mal! Das Essen wird kalt.« Ein Wortgefecht ohne Waffenstillstand. »Nichts funktioniert. Dieser Scheißstaat!« Am nächsten Morgen war es nebenan geradezu verdächtig still. Der Nachbarsjunge klingelte an unserer Wohnungstür. Wie schon in der Woche zuvor wollte er bei uns spielen und verschwand auf leisen Sohlen zu Jakob ins Zimmer. Eines Tages trug seine Mutter einen neuen Haarschnitt und der Vater war auf und davon. Hatte sie ihn wirklich an die Luft gesetzt, als er mit dem Einbau der Gasheizung fertig war? Ich bin dem Mann nie mehr begegnet.

Obwohl ich mich schon bald in der Schönhauser Allee zu Hause fühlte, konnte ich mich nicht entschließen, Jakob in den Kindergarten in unserer Nachbarschaft zu schicken, der keinen eigenen Spielplatz hatte. Stattdessen brachte ich ihn jeden Morgen nach Friedrichshain, bevor ich – treppauf, treppab am Alexanderplatz –

weiter Richtung Unter den Linden fuhr, wo ich an der Bauakademie meinen ersten Arbeitsplatz als Psychologin hatte. In einer Forschungsabteilung befasste ich mich mit dem Heimischwerden in unseren Städten, indem ich mich durch immer neue Papierberge kämpfte. Danach wurde mir die Aufgabe erteilt, eine Studie über den Prenzlauer Berg zu schreiben. »Du als Psychologin«, fragte mein Vorgesetzter augenzwinkernd, »was könnte in deinen Augen verbessert werden?« Schließlich sei ich in der Schönhauser Allee zu Hause. Also nutzte ich die Gelegenheit, meiner Fantasie freien Lauf zu lassen, und schrieb über Spielplätze auf begrünten Hinterhöfen, Fahrstühle an den Außenwänden und moderne Geschäfte vor der Tür, wo man nach einem 9-Stunden-Arbeitstag nicht in der Schlange stehen musste.

Zu dem Neubaukindergarten hinterm Strausberger Platz gehörte ein weitläufiger Garten mit kurz geschnittenem Rasen und ein paar Sandkästen. Ich hoffte, dass sich Jakob in den freundlichen hellen Räumen wohlfühlen würde. Aber überall herrschte ein strenges Regime. Die Kinder sollten im Kollektiv aufwachsen und ihre Eltern einer geregelten Arbeit nachgehen. Um acht wurde die Eingangstür abgeschlossen. Während des Essens war Sprechen untersagt. Die tägliche Beschäftigung erfolgte nach Volksbildungsplan. Gab ich den Kleinen morgens bei der Erzieherin ab, durfte ich nicht mit in den Gruppenraum. Jakob verzog das Gesicht und blieb auf der Schwelle stehen. Er wollte schnell wieder nach Hause oder wenigstens Oma und Opa besuchen, die im Hochhaus nebenan wohnten. Ich zeigte auf die bunte Spielzeugeisenbahn und gab ihm einen kleinen Schubs,

während ich einen Stich im Herzen fühlte. »Am besten, Sie gehen unbemerkt.« Ohnehin fand die Erzieherin, mein Sohn, keine fünf Jahre alt, sei individualistisch veranlagt, weil er bei den Sträuchern am Gartenzaun gern für sich allein spielte.

Einmal begleitete uns meine Tante, die aus London zu Besuch gekommen war, in den Kindergarten. Hella mochte sich über den militärischen Ton, das Unbehagen war ihr deutlich ins Gesicht geschrieben. Auf der Straße machte sie ihrem Herzen Luft und sagte ihren Lieblingssatz: »Kinder sollen angstfrei leben.« Der stammte von Anna Freud, die sie schon in Wien gekannt hatte und die 1938 auch nach England geflüchtet war. »Honey, ihr dürft euch nicht alles gefallen lassen!«, redete sie in der Karl-Marx-Allee auf mich ein und versprach, mit mir gemeinsam Anna Freud zu besuchen, wenn ich eines Tages nach London käme. Aber bis dahin sollte ich mich hier viel mehr zur Wehr setzen. Ich wusste nicht, wie ich ihr die DDR erklären sollte, meine Tante hatte in Gedanken schon eine *petition* entworfen. Auf dem Nachhauseweg erzählte sie von einem kleinen Jungen aus dem jüdischen Kindertransport, den sie 1939 von Österreich nach England begleitet hatte. Wie man den Jungen am Wiener Westbahnhof aus den Armen seiner Mutter gerissen hatte und wie sich das verängstigte Kind wochenlang nicht mehr von seinem Mäntelchen trennen wollte. Ich fühlte mich augenblicklich von meiner Tante verstanden und spürte zugleich, wie klein mein eigener Kummer war.

Krügers Ende

Es war ein milder schöner Septembertag, als im Berliner Rundfunk die Nachricht kam, das chilenische Militär habe gegen die Unidad Popular geputscht und Präsident Salvador Allende sich das Leben genommen. Jene Nachricht hat sich mir auch deshalb ins Gedächtnis eingebrannt, weil zur gleichen Zeit unser Nachbar auf unserem Außenklo vom Schlag getroffen wurde. Wir betteten den Bewusstlosen im Treppenhaus auf den Linoleumboden, Bernd drehte ihn auf die Seite, jemand brachte eine Wolldecke. Die Rentnerin aus dem zweiten Stock, die jeden Freitag mit Krüger Offiziersskat spielte, fragte: »Atmet er noch?« Mit vom Rauchen gelben Fingern sog sie am Zigarettenstummel. Der dicke alte Krüger regte sich nicht. Auf dem Treppenabsatz standen die Nachbarn im Kreis, bis irgendwer sagte, man müsse schleunigst die Rettung rufen. Nur besaß niemand im Haus ein Telefon. Als ich unter der Hochbahn über die Absperrung geklettert war und quer über die Schönhauser zur Post rannte, wurde ich von einem Volkspolizisten zurückgepiffen. Ich stammelte etwas von Notfall und Krankenhaus. »Sie benehmen sich ordnungswidrig«, wurde ich unwirsch zurechtgewiesen. »Wo kommen wir denn hin, wenn jeder hier nur noch macht, was er will.« Da erspähte er jemanden, der seinen Trabbi im Halteverbot parkte, und ließ von mir ab.

Einige Tage nach dem Tod des chilenischen Präsidenten starb Krüger im Krankenhaus Prenzlauer Berg. Bald darauf wurde uns von der Kommunalen Wohnungsverwaltung die verwaiste Wohnungshälfte zugesprochen,

zu der eineinhalb Zimmer und eine Küche gehörten. Im Zwischenstock schraubte Bernd die zweite Klopapierrolle ab, ich pinnte für Jakob ein Hundeposter an die Wand. Die Toilette auf halber Treppe gehörte nun uns. Für Krügers Axt und den Schwarzweißfernseher interessierte sich die Familie im Erdgeschoss. Das verstimmte Schifferklavier wollte niemand haben. Wir übernahmen das Vertiko, neuerdings waren antike Möbel wieder modern. Keine schlichten Kommoden von Hellerau, wie bei meinen Eltern, sondern Jugendstil, Gründerzeit und Biedermeier. Hinter den bröckelnden Fassaden verbrachten unsere Freunde viele Stunden damit, ihre Türen und Dielen abzuschleifen. Als glaubten sie, ein Stück Vergangenheit zurückzuerobern, indem sie den Lack ihrer Vormieter akribisch entfernten. Ihr handwerklicher Ehrgeiz war Bekenntnis. Ich hingegen gab mich aus Ungeschick und Bequemlichkeit mit einem Leben im Provisorium zufrieden, weil ich mich nicht damit anfreunden konnte, irgendwo dauerhaft heimisch zu werden. Aber etwas bequemer durfte es schon sein. Wir freuten uns über die Außenwandheizung in Krügers Wohnzimmer und fühlten uns vom Schicksal begünstigt. In die dazugewonnene Küche mit Kohlenherd kam eine Badewanne. Meine Haare musste ich nun nicht mehr überm Spülbecken waschen, und Jakob konnte nach Herzenslust in der gusseisernen Wanne spielen, während ich mit Bernd noch einen zweiten Kaffee türkisch trank. Wenigstens Zeit, so redeten wir uns damals ein, besaßen wir im Überfluss.

Mit den Jahren sind Krügers Tod und der Militärputsch in Chile zu einem Erinnerungsklumpen zusammengeschmolzen. Dabei hatte sich unser Nachbar nie groß

um Politik geschert und schon gar nicht darum, was irgendwo weit weg von hier am Pazifik passierte. Anfang der Siebziger fieberte ich mit den Chilenen, und das obwohl die Unidad Popular auch von der DDR-Partei- und Staatsführung in allerhöchsten Tönen gepriesen wurde. Ich traute dem offiziellen Pathos nicht, aber ebenso wenig konnte ich aufhören, von einer gerechteren Welt zu träumen. Im Berliner Rundfunk lief Venceremos, und der linientreue Oktoberklub sang auf einmal die revolutionären Lieder von Víctor Jara. Freiheit und Gerechtigkeit! Sozialismus in Südamerika! Selbst Jakob kannte Chiles Präsidenten beim Namen, so wie ich als Kind den Kongolesen Patrice Lumumba, für dessen sofortige Freilassung wir in der Grundschule unsere ersten Protestpostkarten geschrieben hatten. Im Kindergarten war Jakob erzählt worden, dass Allende an alle Kinder Milch verteilte. Kein Wunder, dass er ihn für einen Milchmann hielt.

An Krüger habe ich später nur noch selten gedacht. Aber manchmal, wenn ich in der Tasche nach meinem Schlüsselbund suche, schießt mir der Gedanke an seine Axt durch den Kopf. Für Sekunden gerate ich in Panik, wie damals, als Jakob vier Stock über mir schlief, während ich, ins Gespräch vertieft, mit meiner Freundin Cilly im Wiener Café saß. Zu spät merkte ich, dass ich meine Schlüssel in der Wohnung vergessen hatte. Nachbar Krüger, ein Pils in der Hand, öffnete mit vorgereckter Brust und rotem Kopf. Ich rüttelte an der Sperrholztür in seinem Korridor, die sich auch dann nicht öffnete, als ich mit meinem Stiefel dagegentrat. Ich geriet in Panik. Vor Angst liefen mir kalte Schauer über den Rücken. Ich kam mir vor wie eine Verbrecherin. Was, wenn meinem

Kind etwas zugestoßen war? Als kleines Mädchen war ich häufig mir selbst überlassen worden. Meine Eltern, die nach Krieg und Nazizeit ein neues Deutschland aufbauen wollten, störten sich nicht daran, dass ich ihrer hehren Ziele wegen viel Zeit allein zu Hause verbrachte. Als ich selbst Mutter war, wollte ich jederzeit für mein Kind da sein. Wie hatte ich nur so leichtfertig sein können. Schuldbewusst bat ich Krüger um Hilfe, der in sein Zimmer verschwand, um seine hinterm Ofen versteckte Axt hervorzuholen. Nach ein paar Schlägen gab die Tür nach. Ich stürmte an Krüger vorbei ins Kinderzimmer, wo Jakob schlief. Die Arme wie Flügel ausgebreitet, sah es aus, als würde er im Traum die Welt umarmen.

Nach dem Mauerfall besuchte uns mein chilenischer Großneffe. Benny reiste mit einem österreichischen Pass, doch hielt er sich zum ersten Mal in Europa auf. Seine Großeltern waren in den Dreißigern vor den Nazis geflohen. Bis auf »Omi« und »Opi« sprach Benny kein Wort Deutsch. Am Telefon hatte seine Stimme unsicher geklungen – ob man sich als Ausländer gefahrlos zu uns in den Osten hinüberwagen könne? »Or isn't the risk too big for me?« Um eine Antwort verlegen, wiegelte ich ab. Ich wollte Benny nicht mit meiner Angst anstecken. Für einen Moment blendete ich die Lichtenberger Skins aus, von denen Jakob uns mit flatternder Stimme erzählt hatte, als er in den Morgenstunden nach Hause kam. In den Neunzigern hing an der Hausfassade gegenüber ein langes weißes Tuch aus dem Fenster, darauf die Namen von Opfern rassistischer Gewalt in Deutschland. Amadeo, Mahmud, Andrzej, Nihat, Alexander, Lothar. Es wurden mehr und mehr.

Benny war mir auf Anhieb vertraut, erinnerte er mich doch an meinen Lieblingscousin, seinen Onkel, der uns einige Male in der DDR besucht hatte und zu meiner Überraschung meiner Mutter viel ähnlicher sah als ich. Wir fragten uns gegenseitig nach unserem Leben aus, das sich im Auge des anderen jeweils hinter dem Eisernen Vorhang abgespielt hatte. Gemeinsam spöttelten wir darüber, dass Benny sich während seiner Europareise dauernd für General Pinochet hatte rechtfertigen müssen, so wie ich mich für Erich Honecker vor Besuchern aus Westberlin. Wie sonderbar, dass Honecker nach dem Ende der DDR ausgerechnet in Chile Zuflucht fand. Mein Großneffe wiederum wunderte sich, dass ihn jeder Deutsche – ob in West- oder Ostberlin – über die politischen Verhältnisse in seiner Heimat belehren wollte. Mit den Familiengeschichten fühlten wir uns auf festerem Boden. Wir unterhielten uns über Wien, das wir beide kaum kannten, und versprachen beim Abschied, künftig in Kontakt zu bleiben.

Mehr als zwanzig Jahre vergingen, bis ich nach Santiago de Chile kam. Erstaunt registrierte ich, dass ich dort inzwischen mehr Verwandte hatte als in Berlin, und während wir in Bennys Villa in großer Runde zusammensaßen, verstand ich schnell, wie grau und befremdlich ihm Ostberlin bei seinem Besuch im Prenzlauer Berg erschienen sein musste. Die Fassaden immer noch von Granateinschüssen aus dem letzten Krieg durchlöchert. Der Gestank nach Braunkohle in der Luft. An jeder Straßenecke stand ein Kran. Das Unterste wurde nach oben gekehrt, der Baustaub kroch durch unsere schlecht schließenden Doppelfenster in alle Zimmer. Von nebenan hörte man wie ehemals die Glocken der Herz-Jesu-Kirche.

Weltzeituhr erscheint als Buch der Friedenauer Presse. Gegründet wurde die Friedenauer Presse 1963 in der Wolff's Bücherei im Berliner Stadtteil Friedenau, dem sie ihren Namen verdankt. Der Verleger Andreas Wolff, Enkel des Petersburger Verlegers M. O. Wolff, veröffentlichte bis 1971 in loser Folge 36 Drucke. Von 1983 bis 2017 wurde der Verlag von Katharina Wagenbach-Wolff geführt, seit 2020 ist die Friedenauer Presse ein Imprint des Verlags Matthes & Seitz Berlin.

FRIEDENAUER PRESSE
Sommerbuch

Erste Auflage Berlin 2026

© 2026 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH,
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@friedenauer-presse.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks für
Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Gestaltet und gesetzt von ciconia ciconia, Berlin.

Die Herstellung besorgte Hermann Zanier, Berlin.

Gedruckt und gebunden von Pustet, Regensburg.

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-8067-1

www.friedenauer-presse.de